

E-Competence Initiative, Dortmund, 27. 1. 2004

E-COMPETENCE UND INTERKULTURALITÄT

Walter Grünzweig, Dortmund

Ich möchte in meinem kurzen Beitrag zu „Ecompetence und Interkulturalität“ den von Rolf Schulmeister so erfrischend kritisch diskutierten Begriff des „didaktischen Mehrwerts“ aufnehmen. Ich bin auch der Meinung, dass es nicht vornehmlich um einen „didaktischen“ Mehrwert gehen kann – falls es diesen überhaupt gibt – sondern um einen sozialen, einen relationalen Mehrwert, ein Mehr in der Beziehung zwischen Lehrenden und Lernenden.

Lassen Sie mich das erklären. Bei meinen Reisen in die Vereinigten Staaten bitte ich seit einigen Jahren, mir – zusätzlich zu den Gesprächen über Austauschprogramme, die ich führe – *best-practice* Beispiele für E-Learning und Teaching zu zeigen. Die Ergebnisse sind bescheiden. An einer gerade für ihre technische Ausbildung berühmten Universität etwa erklärte man mir freudestrahlend, dass man jetzt den Realplayer zur Vermittlung von Lehrinhalten nutze. Als man mir im dortigen Zentrum das jüngste Beispiel zeigte, sah man einen eher mürrischen älteren Herrn, der eine Vorlesung hielt. Zur Veranschaulichung schrieb er – man hält es nicht für möglich – auch ab und zu was an die Tafel, was in einem besondern Insert betrachterfreundlich gezeigt wurde. Ganz nebenbei – ich habe immer wieder bemerkt, dass sich neueste Technologie gerne mit den ältesten Vermittlungsformen paart.

Das Witzige daran ist, dass ganz viele der amerikanischen Kolleginnen und Kollegen einem im Vertrauen zusichern, dass sie eigentlich finden, dass an der ganzen E-Sache nicht ganz viel dran sei, man dies aber nicht laut sagen dürfe, da die Administration gerade in diesem Bereich noch gewillt sei, etwas Geld auszuschütten.

Es sind wohl solche Erfahrungen, die in meinem eigenen Fach, den Amerikastudien, in den USA – aber auch anderswo – nicht eben eine Ansammlung von Traditionalisten, zu einer starken Ablehnung verschiedenster Varianten von von E-Learning und E-Teaching geführt hat. Bei verschiedenen Gelegenheiten hatten wir versucht, U.S.-amerikanische Partner für gemeinsame Projekte zu finden und stießen auf Ablehnung, wie die folgende Mitteilung zeigt: „Ich habe Deinen Brief im Kollegium diskutiert und muss Dir sagen, dass meine Kolleg/innen keinen besonderen Enthusiasmus zeigen. Sie glauben, das können wir alles auch mit unseren gegenwärtigen Mitteln erreichen. Das Fiasko der verschiedenen Internetuniversitäten beweist das vollkommen – auch ich teile übrigens diese Meinung.“

Manche Reaktionen sind noch negativer – es wird vermutet, ich glaube zurecht, dass E-learning die Lehre im real existierenden Seminarraum einschränken oder gar ersetzen will. Die verschiedenen Versuche, gerade Einführungsveranstaltungen durch E-Technologie zu ersetzen, finde ich besonders makaber. Es ist die direkte und unmittelbare Fortsetzung des ebenso fatalen Fehlers, Einführungsveranstaltungen, die die höchsten Anforderungen an Lehrende stellen und einen besonders hohen persönlichen Einsatz erfordert, nur durch die jüngsten und unerfahrensten Lehrkräfte unterrichten zu lassen.

Die Strategie, die Präsenzuniversität beizubehalten und den Einsatz der elektronischen Medien daraufhin abzustimmen, finde ich also richtig. Und dennoch fehlt noch irgendwas, wie uns vielleicht auch das eher bescheidene Turnout am heutigen Tag vermuten lassen könnte. Ich vermute, dass bei Vielen die Angst vor dem Verlust der menschlichen Beziehungen an der Universität – *person-to-person* lieber als nur *face-to-face* – eine wichtige Rolle spielt. Ich habe für mich die Forderung aufgestellt, dass E-Initiativen entweder unmittelbar

einen relationalen Mehrwert – und zwar nicht nur zwischen Studierenden und Lehrenden sondern auch und vor allem zwischen Studierenden und Studierenden – bringen oder aber mehr Zeit und Möglichkeiten für das relationale Lernen produzieren.

Wir haben durch die Weitsicht mehrerer Rektorate in Dortmund bereits seit einigen Jahren ganz ausgezeichnete Möglichkeiten für Videokonferenzen, also synchrones, kooperatives und vor allem internationales und interkulturelles Lernen. Als wir unsere amerikanischen Partner daraufhin anschrieben, war für die sofort klar, was gemacht werden sollte – nämlich Vorträge über den Atlantik, hin und vielleicht auch zurück. Das kannten die nämlich gut. Auch Lehrveranstaltungen sollten übertragen werden – von West nach Ost. Verschiedene amerikanische Unis nehmen dafür Geld, was den zahlenden Zaungästen sogar das Recht gibt, hin und wieder Fragen zu stellen.

Die Idee eines gemeinsamen Seminars, in dem die *Zusammenarbeit* der Studierenden im Vordergrund stehen sollte, stieß jedoch mangels positiver Beispiele auf Skepsis. Nach längerem Suchen war es unsere Partneruniversität Lehigh University in Pennsylvania, die sich engagierte und mit uns das erste deutsch-amerikanische transatlantische Hauptseminar, ein *graduate seminar* war es in den USA, das überwiegend per Videokonferenz durchgeführt wurde, möglich machte. Dieses Seminar erfüllte die Kriterien relationalen Mehrwerts: Zwei Studierendengruppen, jeweils zwischen 15 und 20 Studierenden, bereiteten jeweils einen Text vor – es ging um den europäischen und den amerikanischen Westen –, der dann in der per Videokonferenz übertragenen Veranstaltung diskutiert wurde. Ein Vortrag eines Professors hätte auch offline, als Text oder per Videoband rezipiert werden können. Es war die live Kooperation der Studierenden die den Mehrwert produzierte, verbunden etwa mit der

Vorbereitung einzelner Themen per email und chat. Interkulturelles Lernen also, das die neuen Möglichkeiten systematisch zu nutzen trachtet.

Ein damit verbundenes Thema sind Auslandsstudien. Seit Jahren geistert auf Konferenzen von Organisationen wie der European Association of International Education (EAIE) oder ihrer U.S.-amerikanischen Schwester NAFSA der böse Geist eines E-exchange, der internationalen Austausch ohne Flugbenzin möglich machen könnte. Ja, es wird sogar gesagt, dass der Zugang und die korrekte Verwendung des Internet die körperliche Präsenz in der Zielkultur unnötig macht.

So etwas ist nur möglich – gerade wir in den Fremdsprachen- und Fremdkulturfächern müssen uns da selbstkritisch melden – weil wir Fremdkulturlernen auf Konsumbasis, Stichwort: Erwerb, betreiben, statt die *Beziehung* mit der fremden Kultur zu betonen. Denn selbst ein Seminar wie jenes, das ich gerade beschrieben habe, das auf Beziehung und Interaktion aufgebaut ist, kann vielleicht die *face-to-face*, aber nicht die *person-to-person* Kommunikation ersetzen. Warum sie sie nicht ersetzen kann ist jedoch eine Preisfrage, die sich nicht so leicht beantworten lässt. Was fehlt? Der Geruch? Der verbrauchte Sauerstoff im Seminarraum? Das Einander-Berühren? Die Möglichkeit der nachseminarlichen, fleischlichen und anderweitigen Kontaktnahme? Wir haben dieses Problem in einem Buch zur Frage des internationalen Austausches im Zeitalter des „Cyberspace“ anzureißen versucht (*Rockin' in Red Square: Critical Approaches to International Education in Cyberspace*, Hrsg. Walter Grünzweig & Nana Rinehart, Münster: Lit-Verlag, 2002) befinden uns aber selbst erst am Anfang unserer Überlegungen und Untersuchungen.

Was jedoch klar geworden ist, ist, dass das kleine rote e eine Herausforderung geworden ist, das, was man früher selbstverständlich gemacht hat, zu hinterfragen – vom Seminar bis zum Austauschprogramm. Denn die auch traditionelle Lehre war natürlich nicht immer auf echter Beziehung aufgebaut. Und ein Semester in den USA brachte nicht notwendigerweise eine Beziehung zur Zielkultur. Jetzt, im Zeitalter der E-competence, müssen diese Beziehungen hergestellt werden, sonst hat die traditionelle Lehre ihre Daseinsberechtigung verloren.

Das rote e also als Herausforderung für uns alle – Lehrende, Studierende – das was wir immer schon immer behauptet haben, zu machen, auch wirklich zu tun, oder noch zu verbessern. Und uns dabei der E-Kompetenz zu bedienen.